



MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE


**Kärntner
Bildungswerk**
Partner für Bildung & Kultur

WORTREICH

DIE KURZGESCHICHTEN DER PREISTRÄGER:INNEN 2022/23



Foto: Kärntner Bildungswerk

Freitag, 23. Juni 2023, 16:00 Uhr
GRÜNER HEINRICH
Aussichtsweg 30, 9582 Oberaichwald
Faaker See

KURZGESCHICHTENWETTBEWERB DES
KÄRNTNER BILDUNGSWERKES UND DER
MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN AM FAAKER SEE



 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

LAND  KÄRNTEN
Kultur

Finkensteiner
NUDEFABRIK
MARKT CAFÉ



Vorwort

WortReich2022

WAHN. Witz

„Wahn.Witz“ lautete der Schreibimpuls des dreizehnten Kurzgeschichtenwettbewerbs des Kärntner Bildungswerkes und der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See. Inspiriert wurde der Schreibimpuls vom letztjährigen Gewinner Erich Wimmer, der mit seiner Geschichte „Wahnwitz im Monsun“ die Jury und Zuhörer:innen bei der Lesung mit Witz und Wahn(sinn) überzeugte. Und dieser Schreibimpuls inspirierte wiederum viele Autorinnen und Autoren, die ihre Kurzgeschichten dazu einreichten.

Die in diesem Heft abgedruckten Kurzgeschichten sind jene Texte, die von der Jury ausgewählt und bei der Lesung am 23. Juni 2023 in Oberaichwald am Faaker See von den Autorinnen und Autoren selbst vorgetragen wurden.

Wir wünschen viel Vergnügen beim Lesen der Texte der Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich 2022/2023!

Impressum

Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH
Mießtaler Straße 6 | 9020 Klagenfurt am Wörthersee
0463/536-57622 | office@kbw.co.at
www.bildungswerk-ktn.at | www.facebook.com/kaerntner.bildungswerk
Redaktion: Doris Rottermann, BA MA

Inhalt*

| | |
|--|-----------|
| Danielle Bilina Musikalische Schafe und heimliche Mohnblumen | 4 |
| Jimmy Brainless Familienplanung | 6 |
| Sonja Kettenring Fliegende Rinder | 8 |
| Regina Klein Wippenwahn | 10 |
| Kerstin Simon Hundstage | 12 |

* Die Preisträgerinnen und Preisträger des Kurzgeschichtenwettbewerbs WortReich - Ausschreibung 2022 zum Schreibimpuls „Wahn.Witz“ - in alphabetischer Reihenfolge.

Danielle Bilina
**MUSIKALISCHE SCHAFE UND
HEIMLICHE MOHNBLUMEN**

Ferdinand steht vor meiner Tür und druckst herum. Er trägt einen ausgeleierten Bademantel und eine bunte Pudelmütze und ich frage mich, ob seine Ohren nach dem Duschen schnell auskühlen oder ob er von einer seltsamen Mottoparty kommt. Im ersten Moment habe ich Angst, dass er mir seine Liebe gesteht oder eine Straftat. Wobei mir Zweiteres sogar lieber wäre, weil es meiner Meinung nach weniger kompliziert sein kann und ich gerne unkompliziert neben Ferdinand wohne. "Mia, ich glaube mit der Wahnwitz stimmt etwas nicht.", sagt er stattdessen. Ich halte es für absolut plausibel, dass mit ihr etwas nicht stimmt, weil sie einsam ist. Das ist diese Art von Einsamkeit, die in der Luft hängen bleibt, wenn sie zum Postkasten geht. Die Wahnwitz heißt eigentlich Frau Waser, aber sie hört mindestens zweimal am Tag der Dirigent Votan Wahnwitz von Udo Lindenberg und das seit über einem Jahrzehnt. Das ganze Haus kennt die Chaossymphonie. Anfangs hat Herr Rainer leise mitgesummt und der Chihuhaha namens Rasputin von Frau Pavlovic aufgejault, wenn sie an der Tür im ersten Stock vorbei gegangen sind. Irgendwann ist es zu einer Melodie geworden, die uns durch den Alltag schunkelt. Sonntags um diese Uhrzeit hören wir immer Votan Wahnwitz, nur heute ist es still.

"Hast du angeklopft?"

Ferdinand nickt energisch.

„Mehr-mals.“ Seine Pudelmütze wackelt dabei.

Wir steigen die zwei Stöcke hinunter. Ratlos stehen wir vor der Tür und ich klopfe mit der Faust dagegen. Ferdinand und ich hören dem Klopfen beim Verschwinden zu und warten auf bebende Schritte.

"Ich rufe die Rettung.", beschließe ich und in dem Moment als ich das Telefon aus meiner Hosentasche kra-

me, öffnet sich die Tür mit einem Beben.

Frau Wahnwitz sieht uns überrascht an.

"Ich war dabei Schafe zu zählen.", sagt sie zur Begrüßung.

"Leiden Sie unter Schlaflosigkeit?", fragt Ferdinand höflich und sie schüttelt den Kopf. "Ich überlege einen Vierkanthof zu kaufen." Ich stelle mir eine Weide vor, auf der Lautsprecher aufgestellt sind, aus denen Udo Jürgens singt und die Schafe dazu tanzen.

"Wir haben uns Sorgen um Sie gemacht.", sage ich und sie lacht daraufhin. Es ist ein tiefes Lachen, das sich mit ihrem Raucherhusten vermischt und irgendwann in einer kurze Atemnot mündet. Frau Wahnwitz hat lange nicht mehr gelacht, deshalb mag ich dieses Geräusch. "Sorgen machen ist keine Superkraft, Kinder.", erwidert sie.

"Wir dachten, es ist etwas passiert.", sagt Ferdinand, der nicht weiß, dass man die Einsamkeit von anderen Leuten nicht ausspricht.

Stattdessen legt man wie Herr Rainer ab und zu einen Strauß heimlicher Mohnblumen vor Frau Wahnwitz Tür, weil man sich nicht traut die eigene Einsamkeit zu überwinden. "Dürfen wir reinkommen?" frage ich und sie sieht mich verwundert an.

"Dann können Sie uns von den Schafen erzählen."

Wir nehmen an einem winzigen Tisch in der Küche Platz und Frau Wahnwitz stellt uns einen Teller mit Keksen und drei dampfenden Teetassen auf den Tisch. Die Küche sieht verwittert aus und die gesamte Wohnung ist von Porzellantassen überwuchert.

"Wisst ihr Kinder, wenn man einsam ist, dann passiert unendlich viel und zugleich auch nichts. Ich habe wirk-

lich alles versucht, aber losgeworden bin ich die Einsamkeit nicht.“ Sie steht da im geblühten Kittel, der aussieht als hätte er schon ihren Ahnen gehört, und ihre Mundwinkel sind ein Regenbogen ohne Farben. Ich knabber an einem der Kekse, der eine Staubschicht auf meiner Zunge hinterlässt und denke über ihre Worte nach.

“Ich glaube die Einsamkeit ist etwas ganz Gewöhnliches bei vielen Menschen, aber die meisten haben damit abgeschlossen. Sie nicht und darauf können Sie stolz sein, weil die Einsamkeit doch in Wahrheit eine Sehnsucht ist.“, sagt Ferdinand.

“Wie meinst du das?“, fragt Frau Wahnwitz.

“Die Einsamkeit ist die Sehnsucht nach anderen Menschen und das Uncharmante an Sehnsüchten ist doch, dass sie Platz brauchen, den man erst schaffen muss.“ Wir sind umgeben von miefenden alten Teppichen und dampfenden Teetassen und ich denke daran, dass die Einsamkeit etwas ist das fest steckt. In den Knochen ebenso wie in den Rückenwirbeln hin bis zu den Haarspitzen.

“Denkst du, dass Schafe helfen? Ich würde ihnen auch Musik vorspielen.“, fragt sie Ferdinand vorsichtig.

“Musikalische Schafe können mit Sicherheit helfen, aber wir haben hier ein Haus voller Experten der Einsamkeit mit denen man fachsimpeln kann.“

Ich denke an Herrn Rainer, dessen Frau vor vier Jahren gestorben ist und an Frau Pavlovic, die zwar Rasputin hat, aber deren Kinder sie nie besuchen. Ferdinand hat keine Familie und ich lebe sehr weit weg von meiner. Frau Wahnwitz Spur der Einsamkeit ist zwar in der Luft hängen geblieben, aber wir sind ausgeruhte Einsiedler, die ihre Sehnsüchte in ihren Kellerabteilen verbarrikadiert hatten.

“Ich schlage ein Treffen der Experten vor.“, sage ich.

“Wir laden jeden im Haus ein, der sich freut und machen es abwechselnd bei jedem von uns.“, ergänze ich und wir stoßen mit unseren Teetassen darauf an.

Ich weiß nicht, wie lange wir an diesem Vormittag an diesem winzigen Küchentisch sitzen, aber ich weiß dass die Einsamkeit heute keinen Platz darauf hat, weil Ferdinand mit seinem wilden Bart, dem alten Bademantel und der bunten Pudelmütze so laut lacht, dass die Porzellantassen beben und dass ich später meine Eltern anrufen werde, weil sie vielleicht in ihrer Wohnung wartend da sitzen und Ausschau nach anderen Menschen halten.

Irgendwann stehen wir schließlich auf, gehen vorbei an den nicht mehr bebenden Porzellanvasen und der überladenen Hutablage. „Sie sollten wieder einmal einen Hut ausführen.“, ruft Ferdinand zum Abschied. „Spielen Sie bitte unser Lied!“, ergänze ich und dieser Sonntag fühlt sich wie das wilde Leben an.

Als wir im dritten Stock ankommen, hören wir die vertrauten Worte. Er war ein Dirigent, ein großer Dirigent. Wir lauschen gerührt dem Taktstockmeister. Von oben kommt uns Herr Rainer mit einem Strauß Mohnblumen entgegen. „Bald ist ein Treffen der Einsamkeitsexperten und wir würden uns freuen, wenn sie kommen.“, sage ich und er bleibt verdutzt stehen. Er wirft einen Blick auf die Mohnblumen, sieht uns an und nickt dann überschwänglich.

Ein paar Sekunden später hören wir, wie er bei Frau Wahnwitz anklopft und die heimliche Abgabe der Blumen dieses Mal offiziell macht.

In unserem Stock angekommen denke ich, dass das Haus ohne Ferdinand ziemlich leer wäre. Wir rauchen oft die letzte Zigarette gemeinsam abends, weil unsere Wohnungen manchmal für uns zu groß sind, deshalb stehen wir lieber auf dem engen Hausflur. Wir werden Ohrenzeugen wie unten gesungen und gelacht wird. Frau Wahnwitz hat sich mit den Gedanken an tanzende Schafen, nicht mehr heimlichen Mohnblumen und Nachbarn wie uns vielleicht doch ein großes Stück aus dem Meer der Einsamkeit hinausmanövriert. Ich gebe Ferdinand einen Abschiedskuss auf die bärtige Wange und denke daran, dass ich heute die Liebe nicht schlimmer als das Geständnis eines Verbrechens finde.

Jimmy Brainless **FAMILIENPLANUNG**

Seitdem Saskias Periode ausgesetzt hat, pinkelt sie jeden Morgen in einen Becher. Ich ziehe den Urin dann in einer Spritze auf und injiziere ihn unseren Fröschen in den dorsalen Lymphsack. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang.

Seitdem wir ein Kind bekommen wollen, setzen wir noch mehr auf Natürlichkeit als sonst.

Wir wollen, dass unser Kind in einer natürlichen Umgebung aufwächst und dazu gehört es eben, dass man einen richtigen Bezug zur Natur hat. Ein Freund von uns, der als Kindergärtner arbeitet, hat uns erzählt, dass bei ihm in der Gruppe mal ein Kind begonnen hat zu weinen, als es am Waldboden gegangen ist, weil es so Angst vor der Erde gehabt hat. So etwas soll unserem Kind bitte schön nicht passieren.

Wir wollen einen gesunden Umgang mit der Natur. Einen natürlichen Umgang mit der Natur. Einen inklusiven Umgang mit der Natur. Deswegen verzichten wir auch jetzt schon auf industrielle Hilfsmittel, wie zum Beispiel Schwangerschaftstests, um den großen Konzernen, die unsere Welt sowieso schon zu Genüge zerstört haben, nicht noch mehr Geld zuzuspielen. Vom ganzen Plastik- und Verpackungsmüll gar nicht zu sprechen.

Anfangs haben wir uns ja noch an die Getreide-Methode gehalten, da haben wir immer, wenn Saskias Periode ausgesetzt hat, Weizen- und Gerstenkörner in einen Stoffsack mit ihrem Urin beträufelt. Wenn die Körner zum Sprießen angefangen hätten, wäre Saskia schwanger gewesen. So hat man das eben früher im alten Ägypten gemacht. So natürlich sind die Menschen damals gewesen.

Leider hat dieser Sack nach kurzer Zeit furchtbar zum Stinken angefangen und zudem haben sich auch Mot-

ten eingenistet, da haben wir uns gedacht: Natürlichkeit hin oder her, wenn etwas Natürliches so zum Stinken anfängt und so ekelig wird, dass man sich beim Anblick und beim Geruch beinahe anspeiben muss, kann es nicht mehr so wahnsinnig natürlich sein.

Da habe ich etwas resigniert gemeint: »Du, Saskia, wenn man unbedingt wissen will, ob man schwanger ist, ist es nicht am einfachsten und natürlichsten, wenn man einfach wartet?«

Aber Saskia ist so erpicht darauf, endlich Mutter zu werden, sie will nicht mehr warten, sie will es so schnell wie möglich wissen, damit sie so früh wie möglich beginnen kann, eine gute Mutter zu sein. Zum Glück haben wir dann etwas Neues gefunden. Etwas, das sogar noch natürlicher ist als das Getreide-Pinkeln.

Und zwar sind wir auf den Apothekerfrosch gestoßen. Ein ganz natürlicher Krallenfrosch aus Südafrika, dem man, wie eingangs erwähnt, einfach Urin injiziert.

Der Vorgang ist wirklich ganz einfach und natürlich. Bei Weibchen muss man nach der Injektion lediglich beobachten, ob sie innerhalb von 24 Stunden abblähen, bei Männchen nimmt man einfach nach einigen Stunden eine Probe aus dem Genitalbereich, um sich unter dem Mikroskop anzusehen, ob eine Spermatorrhoe stattgefunden hat. Wie gesagt, ein vollkommen natürlicher Vorgang, die Frösche müssen weder seziiert noch sonstigen Qualen ausgesetzt werden.

Früher ist es ja gang und gäbe gewesen, damit Schwangerschaften festzustellen - bis in die 1960er Jahre ist diese Methode viel praktiziert worden. Dann hat diese lästige Pharma begonnen, auch diese Natürlichkeit mit ihrem Plastik-Schwangerschaftstest-Müll aus dem Alltag der Menschen zu verdrängen.

Wie nett muss es damals gewesen sein? In jeder Apotheke ein paar Frösche, die fröhlich quaken, wenn Kund:innen hereintreten und einem dann netterweise auch noch Bescheid geben, wie es um eine potentielle Schwangerschaft steht. Kein Wunder, wenn die Leute sagen, früher ist alles besser gewesen.

Natürlich haben wir gleich mehrere Krallenfrösche vom Tierfachhandel unseres Vertrauens aus Südafrika importieren lassen, denn wenn man nur einem Frosch ständig Urin injizieren würde, wäre das ja vollkommen unnatürlich und auch unfair diesem einen Frosch gegenüber. Wieso soll dieser eine Frosch all die Arbeit machen, wenn es eh noch so viele andere Frösche gibt, die genauso arbeitsfähig wären?

Außerdem, und der Einwand ist zugegebenermaßen von Saskia gekommen, haben es die Frösche ja sicher auch viel netter, wenn sie in Gesellschaft ihr Leben im Terrarium bei fixen Futterzeiten genießen können. Das ist jetzt nicht so natürlich, das stimmt, aber wir haben uns gedacht, wir würden unseren kleinen Froschfreund:innen zum Dank für ihre wertvolle Arbeit auch gerne etwas für ihr Wohlbefinden ermöglichen.

»So eine kleine, süße Frosch-Kommune«, hat Saskia kurz nach ihrer Ankunft mütterlich geseufzt und ihre Hand zärtlich auf ihren Bauch gelegt, als ob da schon ein Baby drin wäre. »Sie wünschen sich ja auch nichts anderes als eine Familie sein zu dürfen. So wie wir.«

Und ich habe genickt und mit einer kleinen Zange zapfelige Schlammröhrenwürmer aus einem kleinen Döschen geholt und den Fröschen in ihr Terrarium gelegt. Und ich habe mich dabei gefreut, wie natürlich und organisch alles bei uns zugeht.

Nach einer kurzen Eingewöhnungsphase haben die Frösche zu quaken angefangen. Rund um die Uhr.

Sie sind nicht mit Wasserflöhen, Enchyträen, Drosophila oder ihrem Lieblingsessen, den Roten Mückenlarven, zu beruhigen. Sie quaken leidvoll und schrill, sind nimmerstill und rauben uns den Schlaf.

Wir haben einander versichert, dass unser Bewusstsein für Natürlichkeit natürlich auch einen Preis hat und wir das einfach durchstehen müssen, aber es wird und wird nicht besser.

Wir haben versucht herauszufinden, was den Fröschen fehlt, haben ihnen mit Linierpinsel liebevoll den Kopf gekraut, ihnen mit einfühlsamen Fingerspitzen den Rumpf massiert, aber die Frösche verschließen sich trotzig in ihrer amphibischen Unnahbarkeit und äußern sich ausschließlich onomatopoesisch.

Nach mehreren Tagen sind die Quaker sogar noch eindringlicher und ohrenbetäubender geworden, sodass Saskia – offensichtlich gestört in ihrer sonst Ruhe ausstrahlenden Mutterrolle – wütend und genervt den Lichtschalter zum Terrarium in die Hand genommen hat und in einem hysterischen Anfall den Fröschen innerhalb kürzester Zeit ihr Licht an- und ausgeknipst hat. Und bitte fragt nicht warum, aber die Frösche haben aufgehört zu quaken. Für einige Minuten zumindest. Wir vermuten, dass das Blitzlicht bei den Fröschen eine Art epileptischen Zustand ausgelöst hat und sie für einige Zeit einfach dann unter Schockstarre gestanden sind.

Seitdem teilen wir uns die Nacht in Schichten auf, in der einer schlafen darf und der andere beim Terrarium sitzt und das Licht so oft wie notwendig ein- und ausschaltet.

Wir haben natürlich kurz überlegt, ob das nicht auch durch eine Zeitschaltuhr, die sekundenweise getaktet ist, zu lösen wäre, aber es käme uns etwas herzlos und unnatürlich vor, unsere wertvollen Frösche mit einer Maschine abzufertigen.

Gerade für sie, die so sehr um unsere Aufmerksamkeit ringen, wollen wir da sein.

Unser Kinderwunsch hat sich im Übrigen zwei Wochen nach der Ankunft von den Fröschen wieder gelegt. Dafür haben wir begonnen, ihnen Namen zu geben.

Sonja Kettenring FLIEGENDE RINDER

1 „Du“, sagt Jannis zu Susanne und setzt sich auf.

„Über uns fliegt gerade eine Kuh.“

„Ja sicher.“ Susanne rührt sich nicht, hält die Augen weiterhin geschlossen.

Jannis starrt in den Himmel. Dann zu Susanne.

„Mensch, jetzt schau doch wenigstens mal!“

Betont langsam setzt sich Susanne auf.

„Und wo soll sie sein, deine Kuh?“

„Zu spät“, sagt Jannis. „Jetzt ist sie weg.“

Susanne verdreht die Augen und lässt sich wieder auf den Rücken fallen. „Vielleicht war es ein Storch?“, fragt sie.

„Die sind auch ziemlich groß.“

2 „Was ist?“, fragt Susanne später, als sie sich auf den Heimweg machen. „Denkst du immer noch an diese Kuh?“

„Lass uns Schluss machen“, sagt er.

Sie lacht. Dann merkt sie, er meint es ernst.

„Spinnst du?“, fragt sie. „Wegen einer Kuh?“

Nein, denkt er. „Ja“, sagt er. „Wegen einer Kuh.“

Sie starrt ihn an.

„Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?“

„Doch.“

„Du machst mit mir Schluss, weil ich dir nicht glaube, dass du eine fliegende Kuh gesehen hast?“

„Ja“, sagt Jannis. „Nein“, verbessert er.

„Wegen –“

Sie sehen sich an.

„Wegen allem anderen“, sagt er schließlich.

3 „Er hat mit dir Schluss gemacht?“

Nina schüttelt den Kopf.

„Hätte ich ihm gar nicht zugetraut.“

Susanne sieht sie irritiert an.

„Und was war mit der Kuh?“, fragt Nina schnell.

„Welche Kuh?“

„Na, die fliegende Kuh, die er gesehen hat?“

Susanne verdreht die Augen. „Der spinnt doch. Eine fliegende Kuh, also echt jetzt.“

„Du hast sie also nicht gesehen?“

„Nina!“, ruft Susanne.

4 „Kühe können nicht fliegen“, hat Bärbel gesagt. Und Bärbel weiß Bescheid. Über alles. Vierundzwanzig Liter Milch am Tag und das schon seit Jahren.

Je mehr Milch, desto geringer die Chance, auf dem Anhänger zu landen, von dem nie eine zurückkehrt. Es ist der gleiche Anhänger, mit dem wir im Frühjahr zur Weide gefahren werden und im Herbst wieder in den Stall. Dann ist er ganz harmlos.

„Fliegen müsste man können“, sagt Christel oft. Dann sehen wir alle einen Moment lang auf und folgen ihrem Blick Richtung Himmel. Bis Bärbel das Schlusswort spricht: „Kühe können nicht fliegen.“

Hat das denn überhaupt schon mal eine ausprobiert, habe ich irgendwann gedacht. Vielleicht habe ich es auch laut gefragt, denn plötzlich haben mich alle angestarrt.

„Du hast wohl zu viele von Toms Podcasts mitgehört“, hat Bärbel schließlich gesagt. Das fanden sie lustig. Tom, unser Bauer, hört ständig Podcasts. Laut, weil er Kopfhörer doof findet. Du kannst alles, was du willst, sagen die Podcasts. Du bist, was du denkst.

„Vielleicht ist ja was dran?“, frage ich.

Dass sie sich nicht wälzen, ist alles. „Da und widmen sich wie nichts vom Leben.“

Das war der Moment bin. Einfach so.

Die haben vielleicht g

5 Jannis sitzt junge Frau auf ihn zu

„Hi“, sagt sie und bleib bin Anica. Darf ich mi „Was würdest du sag dir sage, dass ich ein habe?“

„Eine Schwarzbunte?“ „Oder Fleckvieh?“

„Du kennst dich aus n Sie lächelt. „Ich wwoob betrieb.“

„Wwoofen?“, fragt Jan „World wide opportun sagt sie. „Für Kost un ernhof mitarbeiten.“

„Aha“, sagt Jannis.

6 Am liebsten geflogen. Aber wenn ich es nicht getan?

Ich bin einfach zu alt den Anhänger.

Der Anhänger, meine Bohei drum. Eine jed ten vom Anhänger zu stehen dann da und k

sen vor Angst und Gr Früher, beim alten Lu zügig das Weite gesu

Anhänger gekommen habe ich ihn auf den

vor Lachen am Boden
s junge Ding“, sagen sie
eder dem Fressen, „weiß
, an dem ich abgehoben
eglotzt.

allein am See, als eine
kommt.
ot neben ihm stehen. „Ich
ch zu dir setzen?“
gen“, fragt er, „wenn ich
e fliegende Kuh gesehen
, fragt sie.

mit Kühen“, stellt er fest.
ofe auf einem Milchvieh-
nis.
ities on organic farms“,
nd Logis auf einem Bau-

wäre ich ihr hinterher-
das stimmt, warum habe

Bei mir wird es Zeit für

Güte, da machen sie ein
e hat Schauergeschich-
erzählen. Und die jungen
können kaum mehr fres-
usel.

dwig, da hat man wirklich
ucht, sobald er mit dem
ist. Aber Tom? Drei Kühe
Anhänger laden sehen.

Elli und Lisbeth waren krank, die waren nicht
mehr zu retten. Und die alte Ursel noch älter
als ich jetzt. Die wollte einfach nicht mehr. Hat
sich so lange vor den Anhänger gestellt, bis
Tom es endlich eingesehen hat.
Bei mir wäre es auch an der Zeit. Aber auf den
Anhänger will ich nicht. Ich wünschte, ich hät-
te den Mut, ihr hinterherzufliegen.

7 „Hast du Anica gesehen?“, fragt Tom.
Seine Frau schüttelt den Kopf.
„Ich gehe Kühe zählen“, sagt Tom und geht Kühe
zählen.
Eine fehlt.
„Belle?“, ruft er. „Belle?“
Noch einmal geht er sie durch. Es kommt ihm
vor, als würden auch sie ihn ganz genau anse-
hen. Nur Christel sieht nach oben, wie immer.
Er folgt ihrem Blick, aber da ist nichts. Nur
eine Wolke, die ein bisschen so aussieht wie
eine Kuh.
Er geht den Zaun ab. Der Zaun ist in Ordnung.
„Mirabelle ist weg“, sagt er später zu seiner
Frau.

„Wie weg?“
„Ich weiß auch nicht“, sagt er. „Einfach weg.“
„Bist du sicher?“, fragt sie.
Natürlich ist er sicher. „Es ist, als –“, sagt er.
„Als?“
„Als wäre sie weggeflogen.“
Seine Frau sieht ihn an. „Tom.“
Tom stochert in seinen Bratkartoffeln.
„Sie wird schon wieder auftauchen“, sagt sie.
„Wo soll sie denn hin.“
„Hmhm“, murmelt Tom.

8 „Würdest du sie überhaupt erken-
nen?“, fragt Anica.
„Wen?“
„Deine Kuh.“
„Sie war braun.“

Anica lacht.
„Nicht besonders hilfreich, was?“, fragt Jannis.
Sie nickt. „Warum willst du sie überhaupt fin-
den?“
„Will ich das?“
Sie lacht. „Du spinnst.“
„Ja klar“, sagt er. „Ich habe eine fliegende
Kuh gesehen, schon vergessen? Und wehe,
du fragst mich, ob es nicht vielleicht doch ein
Storch war.“
„Du würdest doch einen Storch nicht mit einer
Kuh verwechseln.“
„Danke.“
„Außerdem gibt es hier gar keine Störche“,
sagt sie. „Ich habe zumindest noch nie einen
gesehen.“
„Aber fliegende Kühe?“
Sie sehen sich an.
„Es gibt bestimmt eine Erklärung“, sagt sie.
Es gibt immer eine Erklärung.“
„Sogar für fliegende Kühe?“, fragt Jannis
skeptisch.
„Sogar dafür.“

9 Ich fliege. Eine Kuh, die fliegt, wer
hat denn so etwas schon gesehen. Hier noch
keiner, so wie mir die Leute hinterherstarren.
Wobei, die meisten sehen mich überhaupt
nicht. Wie kann man eine fliegende Kuh über-
sehen?

Problem ist, ich weiß gar nicht, wo ich hinflie-
gen soll. Es gibt einfach nicht genug Möglich-
keiten für eine Kuh. Noch nicht mal, wenn sie
fliegen kann.

Aber irgendwas wird sich schon finden. Wenn
man nur losgeht, einen Schritt nach dem an-
deren, dann wird sich alles finden. Toms Pod-
casts sagen das auch. Du kannst alles, was du
willst, sagen die.

Ich will fliegen.

Regina Klein **WIPPENWAHN**

Gunnar hat einen bestimmten Deal mit bestimmten Frauen. Sie sind immer etwas älter als er, ungefähr sieben Jahre. Ihre Brüste so groß wie die seiner Mutter aus der Perspektive des kleinen Jungen, der mit seinen kräftigen Händchen milchwarmer Brustwarzen fasst, durch Daumen und Zeigefinger flutschen lässt und ab und an fester zukneift. Seine Mama entzückt, räkelt sich auf diversen Stühlen, im Kinderzimmer, im Kino, Theater, Museum, im Englischen Garten. Wie er diese sonntäglichen Ausgänge liebte. Und während der abendlichen Gutenachtgeschichte, schob er hinderliche Stoffbahnen zur Seite, steckte seinen Kopf unter das Nachtschirt seiner Mama und saugte sich nuckelnd fest. Mit zitternder Stimme las sie ihm weiter vor. Sein Kopf ruhte zwischen Schulterbeuge und den zwei weichsten Softbällen der Welt. Er liebt großbrüstige Frauen. Kleine Frauen, kleiner als er, mit großen, ausladenden Brüsten. Zweipolige, runde Schubladenbälle, die sie vor sich hertragen. Das schaukelnde Wippen, ein sanftes Auf und Ab, so findet er, ist die schönste Bewegung der Welt. Sommer oder auch schon heiße Frühlingstage sind seine Lieblingsjahreszeit. So wie heute, im Café am Marktplatz sitzend, den Stift in der Hand schaut er brustbewegten Frauen in legerer Kleidung entgegen, malt wellenförmige gerundete Kreise mit mittigen Löchern. Sein Blick verliert sich in dem wiegenden Wippen, er übersieht die herannahende, flachbrüstige Kriemhild. „Liebling“, ihre Hand legt sich auf seine Augen: „Kommst du?“ Er schaukelt verwirrt auf dem Stuhl hin und her. Der Kaffeelöffel fällt zu Boden. Kriemhild schiebt ihn mit ihrem Fuß zu sich heran. Er nimmt ihre Hand: „Lass uns gehen, ich zeige Dir was.“ Untergehakt schreitet er mit ihr über den Platz, dem Institutsgebäude entgegen. Es wippt unentwegt.

Kriemhild huscht im flatternden Laborkittel über den Gang. Die Tür von Gunnars Büro ist angelehnt. Ein Bücherstapel klemmt zwischen rechtwinklig offenstehender Tür und dem massiven Eichenholzsekretär, der zwei Drittel des Raumes füllt. Sie zwängt sich an dem ausladenden Regal vorbei, stößt mit der Hüfte gegen den Eichholzbalken mitten im Raum. Vor drei Wochen hatte sie in seinem Arbeitscomputer provokante Bilderreihen gefunden. Hoffentlich hat er sein Passwort nicht geändert. Sie tippt die vertraute Tastenkombination ein, ihre Fingerspitzen hinterlassen feuchte Spuren auf staubklebrigen Tastengrund. Unknown password. Sie schluckt, streift ihre Haare fahrig nach hinten. Wo hat er es diesmal deponiert? Er macht sich immer Notizen, weil er alles vergisst und nur schwarz auf weiß zukunftssträchtige Relevanz hat, so seine gewichtigen Worte am gestrigen Abendtisch und sonst auch. Ihr Blick folgt einer Krümelspur, die von dem rechten Tastenrand zur Teetasse aus Fine Bone China führt. Sie schiebt sie zur Seite, die gallengrüne Flüssigkeit mit flockiger Oberfläche ignorierend. Sie schluckt, ein angebissener fauliger Apfel dient als Beschwerer eines riesigen Zettelhaufens einzelner Papiere, kreuz und quer geschichtet, fast das gesamte obere Drittel seines Sekretärs einnehmend. Sie löst ihre Labormaske, fächert sich Luft zu. Einfach nur mal kurz den Kopf herausstrecken. Der Fensterriegel klemmt, sie reißt daran, das Fenster klappt vor und mit einem lauten Knall landet ein weiterer Papierstoß zu Boden. Der braune Keramiktopf, das wertvolle Geschenk seines geschätzten Mentors, des Institutsgründers Eberwein Faßleiner, welches dieser von seiner spektakulären Exkursion aus Südafrika mitbrachte, in freien Fall. Ihre Hand schnell vor und hält. Die darin deponierten Büroklammern kullern durch die Luft, wie eine Invasion feindlicher Kleinkrieger besiedeln sie in Sekunden-

schnelle Grund und Boden. Mit hochrotem Kopf robbt sie über die Dielen, sammelt die stählerne Soldatentruppe auf und sperrt sie wieder ein. Metall klimpert an Ton und da liegen sie verkreuzt über Reih und Glied.

Damals war Faßleiners sensationeller semipolitischer Vermittlungsakt zwischen den befeindeten Stämmen der mächtigen Tutsi und den marginalisierten Bodi durch alle akademischen Medien gegangen. Hauptsächlich sein Gespräch unter vier Augen mit dem Warlord, der daraufhin an allen Interventionen Faßleiners teilnahm, während dieser nicht von seiner Seite wich und dessen Wandlung von einem respekteinflößenden Herrscher einer kleinen südwestafrikanischen Stammeskolonie zu einem respektausteilenden Mitglied der europäischen BioEPIG-Invest langsam Gestalt annahm. Die ethnisch-korrektive Großgruppenmethode, so Faßleiner in seinem Vortrag an dem von ihm neugegründeten Bioepigenetisch-Postkolonial-Anthropozentrischen Institut der Wiener Universität (kurz: BIPOAZ) schafft es, unterhalb des dominierenden Sprachcodes laufende Konfliktprozesse in seine genetischen Bestandteile zu zerlegen und mittels rassistischer Faktorenanalyse genau zu vermessen. Und nicht nur das, sondern auch daraus völlig neue hybride Crossfertilisationen im politisch-korrekten Neusprech zu kreieren. Es ist das innovativste biopolitische Instrument der Zukunft, besonders bei Strategien zur Eindämmung völkerwandergleicher Pandemien durch RNA-Messenger-Mutanten. Seitdem zwirbeln unten im Labor in 1000enden von Reagenzgläsern solche hybriden Gemixturen. Während des gesamten Abends war Gunnar immer wieder in ihr Gesichtsfeld gerutscht und dort hängengeblieben. Er trug die geerbte Felltasche Faßleiners und seine Basttücher. Dies alles tat er mit einer impulsiven Mischung aus

Servilität und Arroganz. Raumschreitend gewann er ihre bis heute währende unteilbare Aufmerksamkeit.

Sie zupft sich Staubflusen von Knie und Kleid. Es sind noch zwanzig Minuten, bevor die Verabschiedung beginnt. Wo nur hält er das Password versteckt? Sie hebt Faßleiners Kultbuch hoch, von Klebezetteln verdeckt das eindruckliche Porträt des Autors, darauf in Gunnars Krakelschrift: You can! Sekundenspäter öffnet sich die Tür seines sorgfältig abgeschirmten Reichs. Sie erspäht ‚Unentdeckte Meisterwerke‘ neben ‚Bioepigenetischer Impressionismus‘ und einen bisher ihr unbekanntes Ordner mit dem vielversprechenden Namen ‚WAHNW‘. Siegesgewiss fährt sie mit der Maus darauf zu, der dunkle Monitor wippt langsam auf.

Zur Verabschiedung am heutigen Abend wählt Gunnar sein schönstes Jackett, das graue mit abgesetzten Nähten. Mit dieser letzten Ehrung seines wissenschaftlichen Mentors, endet endlich sein repräsentatives Kronprinzentum. Er steckt die gelbe Nelke in die Brusttasche. Als er seine Hose zuknöpf, streckt er sein Rückgrat. Sein Zopf am Hinterkopf wippt, pulst, öffnet sich. Das nun feuchte Seidentuch steckt er zur Nelke. Mit klebrigen Fingern glättet er seinen Scheitel, knotet das Gummi am Haarzopf fest.

Kriemhild kommt auf leisen Sohlen herein. Wie dünn und grazil sie ist, in ihrem schwarzen Etuikleid. Den Kopf leicht geschrägt, dass Kinn vorgereckt, bereit jeden Kuckuck aus dem Nest zu stoßen. Die Arme vor die schmale Hühnerbrust geschlagen, steht sie vor ihm: „Gehen wir?“ Daumen an Mund, es riecht nach Mann, er nimmt ihre Hand.

Kerstin Simon **HUNDSTAGE**

Ich schwöre, dass ich den Hund nicht vergiftet habe. Ich könnte sowas nicht. Aussetzen, warum nicht? Aber vergiften? Der Vorwurf traf mich hart. Zu hart, ich zog ins Arbeitszimmer um und lag wenig bequem auf den gestickten Kissen. Sie war mir böse.

Mein Umzug ins Arbeitszimmer nützte gar nichts. Ich hatte damit gerechnet, dass sie mich bald ins eheliche Bett zurückbitten würde. Aber nein! Sie war fest überzeugt, dass ich der Hundemörder sei, und wenn auch nicht aktiv, so wenigstens passiv. Ich fragte, was das heißen solle und sie sagte, du hast dir doch gewünscht, dass der Hund stirbt (es stimmte); dann schlussfolgerte sie, dass der Hund noch leben könnte, wenn ich ihn mehr geliebt und folglich besser auf ihn aufgepasst hätte (das stimmte selbstredend nicht). Wenn es ihre und nicht meine Wohnung gewesen wäre, hätte sie mich rausgeschmissen. Das sagte sie nicht, aber ich wusste es. Es war gut gewesen, Gütertrennung zu vereinbaren. Meine Wohnung, ihre Lebensversicherung. Meine Katze, ihr Hund. Es ist besser, wenn die Verhältnisse klar sind.

Ich versuchte alles. Ich verhielt mich hündischer als der Hund je hätte sein können. Ich bot sogar an, das Hundebegräbnis zu bezahlen. Wussten Sie, dass es Hundefriedhöfe gibt? Mit allem Drum und Dran? Ich hatte das vorher nicht gewusst und auch nicht, was das kostet, aber Gott sei Dank ging sie auf den Vorschlag sowieso nicht ein, sie schlug vor, den Hund im Garten zu begraben. Sie war in Trauer. Am ersten Abend deckte sie sich mit der Hundedecke zu, den Napf durfte ich nicht spülen, geschweige denn wegstellen und ich sah sie tatsächlich stundenlang versonnen mit seinem Plastikknöchel spielen. Da sagte ich mir, wer auch immer das Viech vergiftet hat, Gott sei ihm gnädig.

Ich war froh, dass er endlich verschwunden war, aber ich konnte ja nicht ahnen, was dann kam. Der Arzt, Mitglied des Tierschutzvereins, schrieb sie zwei Wochen krank. Wenn ich von der Arbeit kam, saß sie auf einem unserer Campingstühle vor dem Grab. Sie hatte ein Windlicht neben einen Strauß Rosen gestellt. Meistens zerknüllte sie ein Taschentuch. Ich fand das übertrieben, aber ich nahm ihr sanft das Taschentuch aus der Hand und mimte Mitleid, was sollte ich tun? Am vierten Krankheitstag, wenn man das so sagen kann, zimmerte sie ein Holzkreuz.

Sie ruinierte dabei fast meine Stichsäge. Nachts saß sie weiter im Schein des Windlichts vor dem Hundegrab und zürnte mir. Ich fragte mich, wann das endlich aufhören würde und dann fragte ich sie, ob sie immer noch trauere und sie sagte, ja, der Hund sei ja auch immer noch tot, was ja keine Antwort ist, genau genommen.

Da fragte ich sie – einer Eingebung folgend – ob sie eigentlich um mich ähnlich trauern würde. Ob ich wohl auch ein Kreuz bekäme. Sie sagte nur, ein vergifteter Hund, das sei, das sei, sie rang nach Worten, das sei... die Leerstelle blieb und ich wusste genauso viel wie zuvor.

Und dann geschah etwas Seltsames. Ich begann, mich einsam zu fühlen und mir wurde klar, dass ich schon lange Platz zwei nach dem Hund eingenommen hatte und dass es mich ... gestört hatte. Ich weinte plötzlich. Das half.

Ich hatte ja keine Ahnung, sagte sie. Ich presste noch ein paar Tränen hervor, schaden konnte es nicht, und sie sagte, von nun an solle ich wieder im Ehebett schlafen. Alles normalisierte sich. Und dann fehlte er

mir tatsächlich. Normalerweise war abends in unser Schlafzimmer gehechelt und hatte meine Hand geleckt. Er war so ziemlich der Einzige, der mir so etwas wie Zuneigung entgegenbrachte. Ich hatte ihn gewähren lassen, ich wusste ja nicht, wie es ohne ihn sein würde. Und jetzt das: Wenn der Hund noch da wäre! Wenn er noch... das berührte mich jetzt. Eines Abends weinte ich an ihrer Schulter um den Hund, da küsste sie mich anders als sonst und sagte unter Tränen, es täte ihr leid, mich verdächtigt zu haben, sie habe ja keine Ahnung gehabt.

Am nächsten Tag war die Katze tot. Sie lag zwischen den Dahliensträuchern und irgendjemand (ich nicht!) hatte sie ... gemeuchelt. Sie können sich vorstellen, was dann kam. Ein zweites Kreuz (diesmal zimmerte ich es, ich wollte nicht nochmal eine neue Stichsäge anschaffen), ein weiteres Grab im Garten, laue Nächte mit einer Flasche Rotwein auf den Campingstühlen. Tränen. Ich muss zugeben, dass ich die Katze mehr vermisste als den Hund, aber das sagte ich natürlich nicht. Jetzt strich niemand mehr um meine Beine und in meinem Schoß fehlte beim Tatort die Wärme und die kleine Pfote, die meinem Oberarm liebkost hatte. Ja, es stimmt, sie fehlte mir.

Aber Herrgott, sie war ein Tier und nach zwei Wochen Campingstuhl kam mir das alles albern vor. Ich beschloss, den Garten wieder gegen meinen Fernsehstuhl einzutauschen. Alles muss einmal ein Ende haben. Oder?

Als der Nachbar fragte, ob das jetzt eine Serie sei, ob es mit dem Kanarienvogel weitergehe (wir hatten keinen) und ob das jetzt Vorübungen zur Beseitigung des Gatten gewesen seien, fragte ich ihn, ob er noch alle Tassen im Schrank hätte.

Aber schlafen konnte ich nicht mehr. Ihre Blicke! Beim Tatort sah sie mich von der Seite an, das sah ich aus den Augenwinkeln und einmal stand sie auf und mixte uns einen Cocktail. Ich bekam keinen Schluck runter.

Nachts lag ich lange wach.

Danksagung

Im Namen des Kärntner Bildungswerkes bedanke ich mich sehr herzlich bei der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See, insbesondere bei Bürgermeister **CHRISTIAN POGLITSCH** sowie bei **CHRISTINE SITTER**, Kulturreferentin, Mitorganisatorin und Moderatorin, für die erfolgreiche Zusammenarbeit, die Organisation und Durchführung des Kurzgeschichtenwettbewerbs sowie für die Preisgelder in der Höhe von insgesamt 1.800 Euro.

Herzlicher Dank gebührt besonders auch der **JURY** - dieses Mal bestehend aus Sandra Bergner, Sebastian Grayer, Dieter Koffler, Andreas Peterjan und David Schuller - für das Lesen aller eingereichten Kurzgeschichten, ihre Geduld bei der Auswahl der prämierten Texte und für die Bereitschaft, Ihre Expertise und Zeit ehrenamtlich zur Verfügung zu stellen!

Weiterer Dank dem Team vom **GRÜNEN HEINRICH** für die Möglichkeit, die Lesung in einem so schönen Ambiente durchführen zu können.

Ein Dankeschön gilt auch **PATRIK RUDORFER** für die musikalische Umrahmung der Lesung am 23. Juni 2023.

Und natürlich **VIELEN DANK** allen Mitwirkenden und einreichenden Autorinnen und Autoren für ihre Kurzgeschichten und **HERZLICHE GRATULATION** den Gewinner:innen 2022/23!

Doris Rottermann

*Pädagogische Mitarbeiterin
Kärntner Bildungswerk Betriebs GmbH*

WORTREICH

KURZGESCHICHTENWETTBEWERB



MARKTGEMEINDE
FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE

**DES KÄRNTNER BILDUNGSWERKS &
DER MARKTGEMEINDE FINKENSTEIN
AM FAAKER SEE**



**Kärntner
Bildungswerk**
Partner für Bildung & Kultur

WortReich2022

WAHN.

Witz

Vielen Dank den Sponsoren!
